

Die Soziologin und Künstlerin Christina Lammer im Portrait:
über ihr Switchen zwischen Disziplinen, die Bedeutung der Kunst für
die Wissenschaft und warum Selbstachtsamkeit Teil ihrer Arbeit ist.

Text: Margit Schwarz-Stiglbauer

Grenzgängerin

» Christina Lammer ist schwer einordenbar. Ist sie Wissenschaftlerin? Ist sie Künstlerin? Sie selber sieht sich sowohl als Soziologin wie auch – vor allem in ihrer Methodik – als Künstlerin. So switcht Lammer zwischen Disziplinen und Fächern, die in ihren Arbeitsbereich involviert sind. Genau so liest sich auch ihr Terminkalender: Sie wird zu Chirurgenkongressen eingeladen. Sie nimmt an Symposien über Wissenschaftstheorie teil, publiziert in medizinischen Büchern, arbeitet zu visueller Soziologie und Anthropologie. Und sie macht Ausstellungen. „Ein lustiges Hybrid“, lacht sie – um gleich darauf nachdenklich zu werden.

Künstlerische Erkenntnis „Wissenschaft erhebt den Anspruch, objektives und vergleichbares Wissen zu erzeugen. Ich füge dem mit der Methodik der bildenden Kunst subjektives Wissen, Erfahrungswissen und Körperwissen hinzu.“ Diese „künstlerische Erkenntnis“ fügt, so ist die Soziologin überzeugt, den naturwissenschaftlichen Strategien hinzu, was ohnehin immer mit dabei ist, aber künstlich entfernt wird. Die Grundlage für diese Trennung zwischen wissenschaftlicher und künstlerischer Erkenntnis sieht Lammer in der alten, philosophischen Un-

terscheidung von Körper und Geist: „Die künstlerische Erkenntnis schließt eine Lücke, die mit einem konventionell wissenschaftlichen Instrumentarium oder Vorgehen, das der Objektivität verpflichtet ist, gar nicht sichtbar ist. Dass Körperwissen oder die Sensibilisierung auf einer physisch-emotionalen Ebene der persönlichen Erfahrung auch Wissen ist, können Wissenschaftler, die in anderen Wissenskategorien denken, nur schwer nachvollziehen“, erläutert sie. Gerade darin, Darstellungsformen für subjektive Erkenntnis zu finden, sieht sie eine der wichtigen Aufgaben von Kunst.

Arts-Based Research Der FWF fördert seit 2009 mit dem PEEK-Programm so genannte Arts-Based Research. Prozesse also, „bei denen künstlerische Wissensproduktion von Reflexion begleitet wird und so zu einem Erkenntnisgewinn in der Gesellschaft führt“, wie im Programmdokument beschrieben. Christina Lammer arbeitet seit Anfang des Jahres an einem solchen PEEK-Projekt mit dem Titel „FEATURES: Wiener Gesichtsprojekt/Labor der Sinne“. Lammer verknüpft in dieser Arbeit Kunstansätze mit der visuellen und sensorischen Anthropologie und kulturhistorischen Analysen. Gemeinsam mit den KünstlerInnen Elke Krystufek,

Artur Zmijewski und der Künstlerin und Kunsthistorikerin Tamar Tembeck aus Montreal beschäftigt sie sich mit zeitgenössischen Praktiken des Portraitierens. Ausgehend vom Selbstportrait bzw. der Präsentation des Selbst im Alltag untersucht sie das menschliche Ausdruckspotenzial. Beschränkt sich dabei jedoch nicht auf künstlerische Formen, sondern bezieht die chirurgische Wiederherstellung des Gesichts mit ein. Dabei konfrontiert sie ausgewählte Portraits von Künstlerinnen und Künstlern mit jenen von Kranken, die in ihrer mimischen Selbstdarstellung behindert sind und sich in der plastischen Chirurgie behandeln lassen. Die Art und Weise, wie Christina Lammer vom Ansatz und vom Methodischen her arbeitet, hat sich aus den letzten zehn Jahren ihrer ethnografischen und künstlerischen Arbeit im Krankenhaus entwickelt.

Weg zur Methodik Die wesentlichen Elemente ihrer Arbeitsweise entwickeln sich bereits während des Soziologiestudiums. Die mittlerweile verstorbene Soziologin Gerburg Treusch-Dieter prägt ihren Weg, indem sie ihr den Ansatz zur Körperlichkeit eröffnet. „Sie kam aus der Schauspielerei. Dass der Körper etwas Politisches, etwas kulturell Geformtes ist, habe ich von ihr gelernt“, beschreibt Lammer »

» Es ist immer eine Gratwanderung, den Moment zu erwischen, wo von der Person noch viel an Gefühl drinnen ist, sie aber gleichzeitig nicht ausgestellt wird. « Christina Lammer



» diese prägende Begegnung. Den Grundstein für ihre spätere Arbeit legt ihre Dissertation. Unter dem Titel „Eine Anatomie des Blicks“ arbeitet sie Ende der 1990er Jahre zu Körperbildern in der Medizin und in der bildenden Kunst. Wobei sie dabei weniger an der Darstellung des Körpers interessiert ist als vielmehr an der Rolle, die das Körperbild für die sozialen und gesellschaftlichen Beziehungen spielt. Das folgende Projekt fügt eine weitere elementare Methodik in die Arbeit von Christina Lammer ein: Sie arbeitet mit Film und Video. Gemeinsam mit Studierenden der Wiener Filmakademie realisiert sie 2000 den Dokumentarfilm „kunst. MACHEN“ zum Thema „Was ist Kunst“, in dem sich KünstlerInnen selbst portraieren. Die heute 42-Jährige entfernt sich damit immer mehr von jenen Methoden, die in den Sozialwissenschaften üblicherweise verwendet werden: „Auf der Textebene, dem transkribierten Interview, fallen Stimme, Körpersprache und Mimik heraus. Alles wird auf den Text reduziert. Mich interessiert aber gerade die Körpersprache sehr. Deshalb ist mir das Medium Film und Video sehr nahe“, erläutert Lammer. Das nächste Projekt schließlich führt sie in die Medizin. Dabei nimmt sie – um den Körper als soziale Konstruktion zu

begreifen – die visuellen Medien der medizinischen Diagnostik in den Blick. Körperlichkeit als kulturell Geformtes, ethnografische Methodenelemente, Film und Video als Forschungsinstrument und schließlich die Verbindung mit der medizinischen Arbeitswelt: Die Grundpfeiler der Arbeit von Christina Lammer waren gelegt.

Entkoppelte Bilder In der vom FWF geförderten Hertha-Firnberg-Stelle arbeitet Lammer von 2000 bis 2003 fast ausschließlich an der Radiologie im AKH. Das Projekt trägt den Titel: „Der unsichtbare Körper – eine wissenschaftssoziologische Untersuchung zur Haut als Erkenntnismedium“. Die Grundannahme: Die Grenzen des Sichtbaren und damit des Wissens müssen permanent neu gezogen werden. „Heute haben Sie durch die Digitalisierung in der Medizin praktisch kein festes Material mehr in der Hand. Die Bilder vom Körperinneren sind etwas Flüchtiges. Es kommt zu einer Verschiebung von der ganzheitlichen Betrachtung des Körpers zur Messbarkeit und Vermessung des Körpers, die mit der Bildgebung einhergeht“, erläutert Lammer. Am exemplarischsten dafür erscheint ihr die Radiologie. Unterstützung findet sie beim damaligen Oberarzt der

chirurgischen Abteilung für Radiologie des AKH, Peter Pokieser, der ihr „sehr offen für andere Denkweisen“ Tür und Tor öffnet: „Er hat mich in einen weißen Mantel gesteckt und mir gesagt: Diese Woche schaust du da zu, diese Woche dort“, erzählt sie von der ersten Zeit, in der sie binnen weniger Monate tief in den radiologischen Bereich eintaucht. Überraschende Erkenntnis für sie damals: Die Bilder werden von den radiologischen Assistenten gemacht, während die Radiologen den Patienten höchstens ganz kurz sehen. „Es wird in den Körper hineingeschaut, aber die Bilder sind weitgehend entkoppelt vom Patienten und somit vom Körper“, bringt sie es auf den Punkt.

Corporealities – Corporate Identity aller Forschungsprojekte 2003 reicht sie gemeinsam mit dem Mediziner Peter Pokieser und zwei Künstlerinnen beim WWTF ein Projekt im Rahmen von „Creative Industries“ mit dem Titel „Corporealities“ ein. Lammer bezeichnet dieses Projekt als Überbegriff all ihrer Projekte, gewissermaßen als „Corporate Identity“ all ihrer Forschung. Ausgehend von ihren Studien in der Radiologie, untersucht sie dabei Körperwahrnehmung in Zusammenhang mit Empathie und Einfühlungsvermögen. Sie ist eingeladen, sich gemeinsam mit



Künstlerinnen und Künstlern etwas zur Patientendatenbank „Unified Patient“ zu überlegen. Ausgangspunkt dabei ist die Frage: Was ist ein Patient in der Medizin? Für diese Arbeiten nimmt sie an interdisziplinären Kliniksituationen zum Thema Krebs teil, wo Mediziner sich in einem Seminarraum treffen, in dem die Krankengeschichten einzelner Krebspatientinnen und -patienten fächerübergreifend besprochen werden. Hierzu werden radiologische Bilder vom Körperinneren in einer Art Kinosituation im verdunkelten Raum an die Wand projiziert. Anhand dieser Bilder wird die Krankengeschichte vorgestellt und das weitere therapeutische Vorgehen diskutiert. Diese Beobachtungen sind Ausgang für eine Installation, die Lammer entwickelt. Sie stellt vierzig Ärztinnen und Ärzten im Fernsehstudio des AKH die gleiche Frage: Was ist für Sie ein Patient? Aus den Antworten will sie Rückschlüsse ziehen, wie die Beziehungen zwischen den Ärztinnen und Ärzten der verschiedenen Fächer sowie ihren Patientinnen und Patienten strukturiert sind. Die Antworten sind sehr unterschiedlich – von einem knappen „ein Patient ist ein kranker Mensch“ eines Radiologen bis zu sehr ausführlichen und selbstreflexiven Antworten eines Neurologen.

Brustkrebsprojekt Während dieser interdisziplinären Arbeiten entsteht bei Lammer der Wunsch, stärker auch mit Patientinnen und Patienten zusammenzuarbeiten. Gemeinsam mit Professor Manfred Frey, dem Leiter der Abteilung für Plastische und Rekonstruktive Chirurgie, Universitätsklinik für Chirurgie, AKH/ MUW macht sie von 2005 bis 2009 eine Studie zum Thema Brustrekonstruktion. Dabei arbeitet sie mit Brustkrebspatientinnen, denen zumindest eine der Brüste entfernt werden musste. „In diesem Bereich geht es unmittelbar um das Körperbild, der weibliche Körper wurde sehr verletzt. Einerseits durch die Tumorerkrankung, andererseits durch chirurgische Eingriffe“, erläutert Lammer. Das Medium Film möchte Lammer in diesem Projekt anfangs nicht einsetzen und arbeitet zunächst nur mit Tonaufzeichnungen. Die ersten Audio-Interviews führt sie bereits am Krankenbett. Es entstehen tausende Seiten an transkribierten Interviewmaterialien. Daraus entwickelt sie Videoinstallationen. Wichtig dabei: Sie entwickelt mit den Frauen gemeinsam, wie sie diese ins Bild setzt. „Es ist immer eine Gratwanderung, den Moment zu erwischen, wo von der Person noch viel an Gefühldrinnen ist, sie aber gleichzeitig nicht ausgestellt wird“, nennt sie die besonde-

re Schwierigkeit dabei. In diesem Projekt beginnt sie, mit Projektionen zu arbeiten: Projiziert die medizinischen Fotos auf Leintuch, malt mit Pinsel und Farbe die Konturen nach und spielt die Stimmen der Frauen ein. Ergebnis ist ein 81-minütiges Video, das bei einer großen Ausstellung mit dem Titel „Blickfeld Körper“ von 1. bis 30. Oktober 2010 im Schweizer Kantonsspital Aarau zu sehen sein wird.

Grenzüberschreitung Auf der Suche nach Förderungen stößt Christina Lammer mit ihrer Arbeit allerdings immer wieder auf Barrieren. So hatte sie das Gesichtsprojekt zuvor schon viermal eingereicht. Zweimal davon beim FWF. „Für mich macht es keinen Sinn, in konventionellen Forschungsförderprogrammen einzureichen. Gerade bei sehr fächerübergreifenden Projekten gibt es das Problem, sie zuzuordnen und Gutachter zu finden, die sich das wirklich anschauen können“, analysiert sie die Situation. Mit dem PEEK-Programm, das der FWF 2009 auf Initiative des Wissenschaftsministeriums eingeführt hat, beginnt sich für Lammer eine Förderlücke zu schließen. Nach der ersten Vergaberunde können zurzeit sieben PEEK-Projekte gefördert werden. „Ein Tropfen auf den heißen Stein“, bedauert »



» Gerade bei sehr fächerübergreifenden Projekten gibt es das Problem, sie zuzuordnen und Gutachter zu finden, die sich das wirklich anschauen können. «
Christina Lammer

» Lammer. Sieht sie doch hier noch viel Unterstützungs- und Handlungsbedarf und wünscht sich, dass die Grenzen zwischen Kunst und Wissenschaft noch mehr überschritten werden. „In Österreich müsste es eine Stiftung geben, die nicht nur einen kleinen, sondern tatsächlich den Großteil dieser hoch qualitativen Projekte im Bereich Wissenschaft/Kunst fördert“, wünscht sich Lammer und meint: „Wenn man sich anschaut, wo das Geld hinfließt, ist die Kunstförderung geradezu lächerlich.“

Existenziell Wenn sich ein Projekt dem Ende zuneigt, kommen schlaflose Nächte. Die freischaffende Soziologin ist nicht nur mit der Akquise der Finanzen, sondern auch mit der Administration der Projektteile und der Beobachtung der Förderlandschaft beschäftigt. Als sehr belastend empfindet sie, wie sie seitens Förderorganisationen mittels Gutachten abgeurteilt wird, wenn mit Instrumenten Qualitäten beurteilt werden, die diese gar nicht beurteilen können. „Das ist der lodernde Irrsinn“, ringt sie mit den Händen, „wäre ich nicht schon bei anderen Förderorganisationen erfolgreich gewesen, hätte ich mich nach solchen Gutachterauszügen niemals mehr getraut, einen Antrag ein-

zureichen. Ich entwickle doch nicht über 15 Jahre einen Ansatz, um ihn dann beim Fenster rauszuschmeißen und ohne Existenz dazustehen.“

Ganzheitlich Ihr PEEK-Projekt läuft noch bis Mitte 2014. Was sie sich für danach wünscht? „Es wird sich aus den letzten Projekten Neues entfalten“, denkt sie nach, „möglicherweise mit einem Schwerpunkt alternativmedizinische Themen, wie zum Beispiel Osteopathie.“ Themen, wo sie ihre bisherige Erfahrung mitnehmen kann, aber sich nicht immer nur mit Versehrtheit und Krankheit beschäftigt. Denn mit ihrer Arbeit ist auch das Thema der Abgrenzung vom Leid anderer ver-

bunden. „Ich lebe meine Projekte“, sagt sie. Als die leidenschaftliche Wissenschaftlerin vor einem Jahr selber Gesundheitsprobleme bekommen hat, ist ihr bewusst geworden, dass sie lernen muss, mehr auf sich zu achten. Gerade in ihrer Arbeitssituation in ihrem „Heimbüro“ im sechsten Wiener Gemeindebezirk, wo es keine Abgrenzung zwischen Arbeit und Privatem gibt. „Die Frage, wie achte ich bei solchen Projekten auf mich selbst, ist Teil der Praxis geworden“, sagt sie und hat mittlerweile Bewegung wie Yoga und Bauchtanz in ihr Leben integriert. So verwirklicht sie auch im Privatleben einen ganzheitlichen Blick über Grenzen hinweg. «



» **Christina Lammer** lebt und arbeitet als freischaffende Soziologin, Kommunikations- und Kulturwissenschaftlerin in Wien. Sie beschäftigt sich mit der Visualisierung des menschlichen Körpers in der Medizin, in der bildenden Kunst und im Film. Bis 2003 hatte sie eine Hertha-Firnberg-Stelle und danach ein Charlotte-Bühler-Stipendium. Gegenwärtig realisiert sie an der Universitätsklinik für Radiodiagnostik in Wien ihr Habilitationsprojekt und leitet an der MUW ein fächerübergreifendes Klinikprojekt zur Körperwahrnehmung sowie zu Kommunikationsprozessen im Krankenhausbetrieb. Seit März 2010 arbeitet sie an einem vom FWF geförderten PEEK-Projekt.